Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 10 (1934)
Heft: 1

Artikel: Der Trick mit dem Wasser [Fortsetzung]
Autor: Starke, Ottomar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-754436

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der trick mit dem wasser

kriminalroman von ottomar starke

Copyright by Carl Dunker-Verlag, Berlin

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Bisheriger Inhalt: Der Zauberkünstler Don Estéban de Martinez – sein bürgerlicher Name ist ganz einfach Burton – hat einen besonderen Trick, mit dem er beim Publikum Aufsehen erregt: Er füllt zwei Gläser mit reinem Wasser, und auf die Sekunde, die ihm aus dem Zuschauerraum angegeben wird, färbt sich das Wasser in dem einen Glase grün. – Keinem gelingt es, diesen Trick zu enträtseln. Da ereilt den Zauberer auf der Ueberfahrt von Amerika ein rätselhafter Tod. Er steht eines Vormittags ganz allein an der Reling, da plötzlich dreht er sich um sich selbst, schwankt, stürzt zu Boden und ist sofort tot. Die einzigen, die von ferne das mysteriöse Begeben sehen, sind Burtons Assistentin Francis und Bonpain, ein anderer Artist. Während Francis den Schiffsarzt holt, beugt sich Bonpain zu dem Toten und entnimmt dessen Taschen einen Füllfederhalter, eine Uhr und weitere Kleinigkeiten. Bei der Untersuchung des Schiffsarztes zeigt es sich, daß der Artist keines natürlichen Todes gestorben ist. Durch eine haarfeine Nadel ist ein tödliches Gift in seinen Körper eingedrungen. Francis gelangt nach Paris. Sie hatte bisher geglaubt, die Tochter Burtons zu sein, doch kurz vor ihrer Abreise von Amerika hat ihr der Zauberkünstler die Eröffnung gemacht, daß sie keineswegs seine Tochter, sondern nur von ihm auferzogen sei. Seine Frau, von der er längst getrennt lebe, sei in Paris am Sterben. Ihren eigenen richtigen Namen erfährt Francis nicht. In Paris will sie nun Burtons Frau aufsuchen. Für die erste Nacht findet sie Unterkunft in einem Artistenheim.

Erste Fortsetzung

Gewiß, sie hätte auch Zimmer, allerdings nicht für jedermann; aber das erste gleich neben der Vordertür sei das ungestörteste für beide Teile, wie sie hinzusetzte. Und Francis war mit allem einverstanden, machte sich gleich ein bißchen zurecht und ließ sich von Madame Thiaucourt nur noch sagen, wo man in der Nähe zu Abend essen könne.

Eh bien, die Dame brauche nur der Nase nach zu gehen, so werde sie alle drei Schritte auf eine Kneipe stoßen, auf billige und auf teure, ganz nach Wunsch. Und oben, an der Place du Tertre auf die Mère Cathérine, wo die Ausländer verkehrten. Nun, die Dame sei ja leidlich ausgewachsen, sie werde sich schon nicht verlaufen. Sie gab Francis den Flurschlüssel und schärfte ihr ein, leise zu sein, wenn sie spät käme, sie habe einen so leichten Schlaf und sei sehr schreckhaft. —

Sie stand hinter den Fenstervorhängen, um dem hübschen Mädchen nachzusehen, ein bißchen neidisch wie alle Frauen, die ihre guten Jahre hinter sich haben. Aber sie war stolz, daß man drüben in Amerika einen ganzen Abend von nichts anderem gesprochen hatte als von ihr, Madame Thiaucourt, von ihrem angenehmen Wesen, ihrer Reinlichkeit und ihren bürgerlichen Preisen. Die Marietta war ein anständiger Kerl, das mußte man ihr lassen, auch wenn sie immer noch mit einer Restschuld von sieben Francs in dem fettfleckigen Kontobüchlein angemerkt war.

Francis überließ sich dem auf- und abwogenden Menschenstrom wie einem vertrauten, freundlichen Element, wohlig beglückt. Sie war selig, allein mit sich zu sein, und alle diese Menschen mit ihren Interessen waren ihr wie eine Gewähr, daß man sie endlich unbehelligt lassen würde. Wie schön war das! Sie brauchte nicht mehr auf die Minute in einer nach Kampfer und menschlichen Ausdünstungen riechenden Garderobe zu erscheinen, brauchte nicht mehr allabendlich ihre hübschen Beine in fleischfarbigen Trikots zur Schau zu stellen, konnte tun und lassen, was sie wollte, sie war frei! . . .

Sie war frei! . . . das hieß, daß sie den Jähzorn Burtons nicht mehr zu fürchten brauchte und nicht mehr sein von Gier entstelltes Gesicht, das ihr unerträglicher erschienen war als jeder Zornausbruch. Und sie brauchte auch das seichte Geschwätz dieses Herrn Bonpain nicht mehr anzuhören, der sie mit seinen «vernünftigen» Vorschlägen zur Verzweiflung gebracht hatte. Sie hatte ihm rundheraus gesagt, er solle ihr jetzt gefälligst ihren Frieden lassen, er hatte zwar böse Augen gemacht, war aber dann taktvoll genug gewesen, sich zurückzuziehen. Er war ja vielleicht ein herzensguter Kerl an und für sich, aber so dumm, was er von ihr wollte, konnte sie sich selbstverständlich denken, nun, Schwamm drüber! . . . Aus! . . . Vorbei! . . . Sie wollte an alle Geschehnisse dieser ganzen letzten Zeit nicht mehr erinnert sein! . . . Heute war sie das glücklichste Mädchen von ganz Paris, weil keine Menschenseele sich um sie kümmerte, als höchstens vielleicht Madame Thiaucourt, die befürchtete, sie könne zu viel Lärm machen, wenn sie nach Haus käme . . . Dabei war sie doch so leis wie ein Vogel, wußte denn die Madame das nicht! . . . Und jetzt würde sie zur Mère Cathérine gehen und zu Abend essen, gerade weil es dort teuer war und weil nur feine Leute dorthin gingen. Sie lachte vergnügt in sich hinein . . .

*

Francis irrte sich! — Sie irrte sich sogar ganz gewaltig! — Einmal blieb sie absolut nicht so ganz unbeachtet, wie sie glaubte, und dann gingen doch immerhin einige der Passanten, die ihren Weg kreuzten, den eigenen Interessen in starker Ideenverbindung mit ihrer hübschen Person nach . . . Und zum dritten irrte sie sich insofern, als sie glaubte, der Mensch könne ein Programm machen und es dann ganz seelenruhig nach Strich und Faden zur Ausführung bringen, so als ob es gar kein Schicksal oder gar keinen Zufall gäbe . . . Nein, Francis irrte sich ganz gewaltig! . . .

Wenn sie sich ein einziges Mal umgesehen hätte, wäre ihr bestimmt ein äußerst schlaksiger Kerl aufgefallen, der sich mit einer penetranten Zudringlichkeit an ihre Fersen geheftet hatte wie ihr Schatten. Er trug den steifen Hut tief ins Gesicht gesetzt und im Mundwinkel hing eine Zigarette, unter dem Arm hielt er ein dünnes Stöckchen mit schwerem Bleiknopf. Er war untersetzt, machte einen kräftigen Eindruck und gehörte zum rabenschwarzesten Menschentyp, den man sich überhaupt denken kann. — Und wenn Francis, statt vergnügt und unbeirrt geradeaus zu tänzeln, sich umgeschaut hätte, hätte sie noch einen zweiten Menschen bemerken können, der ihr folgte. Und als ob das Leben immer zu Spässen aufgelegt wäre, war dieser zweite Verfolger in allem und jedem das gerade Gegenteil des ersten, woraus schon ersichtlich wird, daß er groß und blond, kurz germanischer Typus war.

Francis verließ den lebhaften Boulevard Clichy und bog in die dunkle, schlecht erleuchtete Rue Germain Pilon. Das schlaksige Individuum faßte das zweifellos als einen Anbändelungsversuch auf und schien sehr einverstanden mit den Absichten des hübschen Mädchens. Der große Blonde wiederum war sehr erbaut davon, daß der kleine Schwarze so unverdrossen im Kielwasser des hübschen Mädchens schwamm und hielt sich seinerseits in etwa zwanzig Meter Entfernung von dem unvermeidlich heraufziehenden Drama.

Der Schlaksige ging jetzt neben Francis und sprach sie auch schon an, denn sie blieb plötzlich stehen und gab ihm, wie es schien, eine recht deutliche Antwort. Der Kavalier war allerdings nicht maulfaul und behauptete frech, daß sie ihm Zeichen gegeben habe. Sie solle sich nicht zieren, sonst würde er die ganze Straße alarmieren. Es sah ganz so aus, als ob er nicht übel Lust hätte, sofort zu Tätlichkeiten überzugehen.

«Was gibt's denn da?» fragte ruhig der Blonde, der unterdessen herangekommen war.

«Das geht Sie einen Dreck an! — Scheren Sie sich Ihrer Wege und mischen Sie sich nicht in Angelegenheiten, die Sie nichts angehen, sonst könnten Sie allerhand erleben, was Ihnen vielleicht nicht ganz angenehm wäre . . .»

Der große Blonde zog vor Francis den Hut, ohne sich um den keifenden Kerl zu kümmern.

«Es gibt hier herum viel Lumpengesindel, mein Fräulein! Und da wir beide zweifellos nicht dazu gehören, wird es vielleicht ratsam sein, uns zurückzuziehen, was meinen Sie? . . . Sie haben doch nichts dagegen, daß ich Sie unter die Flügel nehme?»

Nein, Francis hatte durchaus nichts dagegen. Eher schon der kleine Schwarze. Er hatte sein Stöckchen an dem dünneren Ende gefaßt und rempelte den Großen an.

«Sie Großmaul, Sie! . . . Sie sprechen von Lumpengesindel und wollen mir hier mein Mädel wegfischen!»

Aber der Blonde war auf seiner Hut und bekam den anderen so geschickt am Handgelenk zu fassen, als der zum Schlag ausholte, daß das gefährliche Stöckchen in weitem Bogen auf die Straße flog. Und als der Blonde das Handgelenk seines Gegners ein wenig drehte, brach dieser plötzlich wimmernd in die Knie.

«Ich will dir was sagen, mein Junge . . . wenn du jetzt nicht augenblicklich lautlos verduftest, dann werde ich mich wirklich ein bißchen in deine Angelegenheiten mischen! . . . Das wäre für jemanden, der neugierig ist, gar nicht so uninteressant, glaube ich . . .!»

Dann ließ er ihn los und fügte ruhig hinzu:

«Und nun mach, daß du fortkommst, Junge!»

Er faßte Francis unter. Er kümmerte sich gar nicht mehr um den schlaksigen Kavalier, der sich im übrigen begnügte, gotteslästerliche Verwünschungen zu murmeln, sein Handgelenk zu massieren und dem Paar mit bösen Augen nachzusehen.

«Wohin wollen Sie, mein Fräulein? Sie scheinen sich hier verlaufen zu haben.»

Ja, wohin wollte Francis eigentlich! Sie wollte allein sein, ganz allein, mutterseelenallein, wollte von niemandem etwas hören und sehen und wollte bei der Mère Cathérine zu Abend essen. Aber sie teilte dem großen Blonden nur das Letztere mit.

«Nun, das trifft sich nicht schlecht. Ich war nämlich gerade auf dem Wege zur Mère Cathérine, weil ich auch Hunger habe. Ich bringe Sie also hin, verabschiede mich vor der Tür, komme fünf Minuten später ins Lokal, setze mich an denjenigen Tisch, der am weitesten von Ihrem entfernt ist und kenne Sie nicht mehr . . Können Sie pfeifen?»

«Ja», antwortete Francis etwas enttäuscht.

«Und wenn Sie mich brauchen, dann pfeifen Sie», beendete der Blonde seinen Satz.

Francis lachte.

«Gut, wenn ich Sie brauche, dann pfeife ich!»

Sie gingen ein Stück Weges schweigend nebeneinander her.

«Schon lange in Paris?»

Francis nickte ernsthaft und machte ein wichtiges Gesicht.

«Wie lange?

«Eine Stunde.»

«Was ein netter Mensch ist, der hat auch gleich sein nettes Erlebnis», meinte ihr Begleiter.

«Sie sind ja reichlich eingebildet . . .»

«Ich bin ein Meter neunzig lang, das macht arrogant», sagte er mit dem ernstesten Gesicht der Welt.

«Schon lange in Paris?» wollte sie wissen.

Er nickte lebhaft. Sie merkte, daß er sich Mühe gab, ihr Gesicht zu kopieren.

«Wie lange?»

«Eine ganze Woche.»

Sie prustete los. Sie fand ihn komisch, das blonde Ungeheuer.

«Geschäftlich hier?» examinierte sie weiter.

«Seit fünf Minuten mehr zum Vergnügen!» sagte er belustigt.

«Aha!»

«Jawohl, aha! . . . Und Sie, mein Fräulein?»

«Wie weit ist es noch bis zur Mère Cathérine?»

«Zweieinhalb Minuten, zehn Sekunden.»

«Dann hat es keinen Zweck, Ihre Frage zu beantworten, denn ich brauche zweieinhalb Stunden, zehn Minuten, um Ihre Neugier zu befriedigen.»

«Ja, das Leben ist eines der schwersten . . .», seufzte er.

«Und was sind Sie für eine Art Geschäftsmann?» wollte sie jetzt wissen.

«Ich bin Tierbändiger. Ich trete mit dreizehn dressierten Karpfen auf. Der eine heißt Lulu und ist unübertrefflich als Seiltänzer. Und Sie, meine Dame?»

«Ich? . . . Gott, ich bin ganz prosaisch nichts weiter als Geheimpolizistin in Diensten der Republik Liberia. Ich verhafte verdächtige Individuen, die nachts junge, unerfahrene Mädchen aus der Provinz belästigen.»

«Und Ihr Geschäft blüht, wenn man fragen darf?»

«Ach ja, es geht, man muß natürlich viele Geduld haben», meinte sie.

Er blieb vor einer niedrigen Tür stehen, zog den Hut und sagte: «Und hier, mein verehrtes Fräulein, ist das berühmte Lokal der Mère Cathérine, womit ich die Ehre habe, Ihnen einen gesegneten Appetit zu wünschen . . .»

Aber statt aller Antwort pfiff sie. Sie pfiff mit schiefem Köpfchen wie ein Vogel. Er setzte den Hut wieder auf, öffnete die Tür und ließ sie eintreten.

«Und wenn ich nicht gerade Karpfen dressiere, bin ich Fremdenführer, ein sehr angenehmer Dienst, versichere ich Ihnen!» sagte er vergnügt. Sie strahlte so über das ganze Gesicht, daß sich ihre gute Laune augenblicklich dem ganzen Lokal mitteilte.

*

Also, da saßen sie! Aus dem Alleinsein war nichts geworden! Sie saßen bei der berühmten Mère Cathérine, aßen vorläufig einmal Artischoken und tranken Vin gris, sahen einander öfters mal in die Augen und waren zufrieden.

Sie mußte immer wieder an den netten Jungen irgendwo in Deutschland denken, der sich sehr wenig aus den Zaubereien des Zauberers Burton gemacht hatte und es vorzog, sein Mädel zu küssen, statt zuzusehen, wie einfaches Brunnenwasser grün wurde. Sie hatte die größte Lust, diesem Tierbändiger, diesem verlogenen, eine kleine Backpfeife zu geben, sie wußte eigentlich selbst nicht warum, aber die Vorstellung seines sicherlich sehr verdutzten Gesichtes war immerhin ein Grund, sich eins zu lachen.

Er wollte wissen, ob sie hier in Paris Verwandte hätte.

«Nein, ich habe hier keine Verwandten. Ich habe überhaupt keine Verwandten, glaube ich, aber das weiß man ja nie so genau, nicht wahr?»

Er sah sie fragend an.

«Nein! . . . ernsthaft!» beteuerte sie.

Der Blonde brachte seine recht groß ausgefallene Rechte in bedrohliche Nähe ihres schmalen Tätzchens. Aber sie schien gar nicht furchtsam zu sein.

«Und wie heißen Sie mit Vornamen?»

«Francis!»

«Und mit Nachnamen?»

«Ich weiß es nicht!»

«Wie, Sie wissen nicht?» fragte er erstaunt.

«Nein!» sagte sie, und es konnte gar kein Zweifel darüber bestehen, daß sie weinte. Sie wußte eigentlich selber nicht, warum ihr so unaufhaltsam diese blöden Tränen kamen. Es waren auch sicherlich mehr Tränen der Angst als der Trauer. Was sollte er von ihr denken, wenn sie nicht wußte, wie sie hieß. Nein, es war zu dumm, aber es ging eben nicht anders, man mußte ganz einfach weinen, ob man wollte oder nicht. Was würde er denken! Es mußte doch jetzt irgendein Unglück geschehen! . . .

Und da geschah es auch, und die Pranke hatte das Tätzchen ergriffen, allerdings sehr zart, fast zärtlich. Und von dieser Pranke ging eine geradezu beängstigende Hitze aus für jemanden, der nie im Leben von Liebe etwas anderes erfahren hatte als das wenige, was so in den Zeitungen steht.

Francis erzählte ihre Geschichte, sie erzählte, daß sie ein Zirkusmädchen gewesen sei, die einem Mann, den sie für ihren Vater gehalten hatte, bei seinen Zaubereien half. Sie erzählte von dem gräßlichen Abend, an welchem Burton ihr gesagt hatte, daß seine Frau im Sterben läge und daß er sie heiraten wolle. Sie erzählte von der Ueberfahrt auf dem großen Ozeandampfer, der Privatvorstellung, dem Zechgelage und von Burtons plötzlichem Tod. Und daß ihr morgen der schrecklichste Gang ihres Lebens bevorstehe, der Gang zu der im Sterben liegenden Frau des Artisten.

Er war nachdenklich geworden. Er fand, daß die Geschichte der kleinen Francis mehr Löcher habe als ein Schweizer Käse, aber so etwas Prosaisches sagte er natürlich nicht. Vielmehr hatte er die zweite Hand noch zur Hilfe genommen, um zu verhindern, daß ihm ihr Händchen entkommen könnte. Und als sie fertig war, drückte er auf dieses Händchen einen Kuß. Und dies war der allererste Kuß, den Francis erhielt, wenigstens soweit sie sich erinnern konnte.

«Nun hören Sie einmal zu, Francis . . . Wir kriegen natürlich heraus, wie Sie heißen, wenn wir uns Zeit nehmen, besonders da Sie Deutsche sind. Uebrigens sind wir nun auch Landsleute, müssen einander helfen . . .»

Sie nickte nur. Sie hätte furchtbar gerne das Köpfchen in seinen Arm gelegt und ein bißchen geschlafen.

«Sie werden ja wohl auf meine Karpfen nicht hereingefallen sein, nehme ich an. Ich habe einen sehr unromantischen Beruf. Ich bin nämlich . . . ja, wie soll ich Ihnen das klarmachen . . .»

Er dachte nach und lächelte schließlich vergnügt.

«Wenn es Sie interessiert, ich heiße Meier! Das ist kein seltener Name, ich gebe es zu. Aber ich habe einen so wunderschönen Vornamen, daß man mir den Meier gar nicht zutraut. Ich heiße nämlich Achilles! . . .»

«Wie bitte?»

«Achilles», wiederholte er.

«Das werde ich mir schwer merken können.»

«Sie sollten es sich aber merken, denn man kann mich damit hinter jedem Ofen vorlocken . . . Ich sage es übrigens nur der Vollständigkeit halber . . . Nun erzählen Sie mir noch, wie Ihre Zaubernummer hieß.»

«Sie hatte keine besondere Bezeichnung . . . es stand nichts weiter auf dem Programm und den Plakaten als sein Name . . .»

«Burton?»

«Bewahre, wo denken Sie hin! . . . Er hatte doch einen Künstlernamen! Er nannte sich Señor Esteban Diego de Martinez . . .»

«Martinez . . . Martinez . . .», wiederholte Achilles Meier mechanisch. — «Martinez! . . . Ich will mir's notieren. Ich habe ein schlechtes Namengedächtnis . . .», und er schrieb eine halbe Seite seines Notizbuches voll.

«Und was war das doch für ein Trick? . . . Er ließ einfaches Brunnenwasser grün werden! . . . Auf die Sekunde, wie?»

Sie beschrieb den Hergang. Das Geheimnis kannte sie nicht.

«Und dann erzählen Sie mir bitte nochmals ganz ausführlich sein Verhalten auf dem Schiff, ehe er niederstürzte.»

Sie wiederholte, was sie und Bonpain gesehen hatten.

«Bonpain! . . . Bonpain? . . . Wer ist Bonpain?»

Sie berichtete geduldig, was ihr von dem Kunstschützen bekannt war. Er kniff die Augen zusammen und machte sich abermals Notizen.

«Was ist das sonst so für ein Mensch, dieser Bonpain?»

«Er hat mir in den Ohren gelegen, die Zaubernummer mit ihm weiterzumachen. Er war ganz unglücklich, daß ich nichts davon wissen wollte. Er meinte, die Sache mit dem Wasserwunder müsse sich zu einer einzigen, abendfüllenden Sache ausbauen lassen . . .»

«Würden Sie mich wohl das Gepäck Mister Burtons sehen lassen, ehe Sie es seiner Frau zurückerstatten, vorausgesetzt, sie lebt noch?»

«Das kann ich tun!»

Der Hummer wurde gereicht, er legte ihr kunstgerecht vor. Es machte ihm Freude, sie zu verwöhnen. Sie schien über etwas nachzugrübeln, ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Auch er war offensichtlich mit seinen Gedanken anderswo. Die Unterhaltung war etwas ins Stocken gekommen. Schließlich, nachdem sie ihn verstohlen gemustert hatte, sagte sie zu ihm:

«Wollen Sie mir eine Frage beantworten? Ganz ehrlich? Aber wirklich ganz ehrlich?»

Dazu erklärte er sich bereit.

«Dann sagen Sie mir», begann sie feierlich, «ob Sie Charles für einen schönen Namen halten . . .»

Er legte beteuernd die Hand aufs Herz.

«Wenn ich nicht schon Achilles hieße, könnte ich mir gar nichts Schöneres vorstellen, als Charles zu heißen, das schwöre ich Ihnen, Francis!»

«Gut! . . . dann werde ich Sie Charles nennen!» sagte sie eifrig, und jetzt schien ihr der Hummer wirklich zu schmecken.

Charles selbst kam die ganze Geschichte vor wie eine angeschnittene Punschtorte, die einfach zu süß ist, als daß man mehr als ein Stück auf einmal essen könnte. Obwohl das Ungeheuer aussah wie ein etwas zu groß geratener Märchenprinz, konnte er kalt wie eine Hundeschnauze sein, wenn es sich um Fragen der Selbsterkenntnis handelte. Das aber war in diesem Falle eine recht komplizierte Angelegenheit. Während also Francis leise den von ihr entdeckten Namen Charles nach allen Seiten hin ausprobierte, was sich Zärtliches damit anfangen ließ, sagte sich dieser, daß er der größte Idiot sei, der in Paris herumlaufe. Allerdings verschmähte er es, diese Behauptung zu begründen.

«Und wo wohnen Sie, Francis?»

«Ganz in der Nähe, bei Madame Thiaucourt, Ecke Rue Houdon.»

«Haben Sie das ganze Gepäck schon dahinschaffen lassen?»

«Nein, erst muß ich doch nach dieser Miß Burton sehen.»

«Richtig . . . wo wohnt sie denn?»

Ja, wo wohnt sie! Francis hatte noch kein Adreßbuch zu Rate gezogen. Charles ließ es sich geben. Er suchte aber vergebens nach dem Namen Burton. Es gab keinen einzigen Burton in ganz Paris.

«Vielleicht suchen Sie unter Martinez . . .», meinte Francis.

«Martinez . . . Martinez . . . nein, doch, wahrhaftig Martinez, hier! Martinez, Señora de, Rue St. Denis 15 . . . das ist in der Nähe von St. Eustache, bei den großen Markthallen, eine ganz muntere Gegend . . . Hören Sie mal zu, Francis! . . . Sie haben doch Vertrauen zu mir, nicht wahr? . . . Nun, wenn Sie morgen dahingehen, fallen Sie nicht gleich mit der Tür ins Haus und verraten Sie nicht gleich, weshalb Sie kommen. Sagen Sie, Sie hätten gehört, es sei da ein Zimmer zu vermieten, und ob Sie es sich einmal ansehen dürften . . . Oder irgendeinen andern Schwindel . . . Es wird Ihnen schon etwas einfallen, nehme ich an. Und ich erwarte Sie an der Ecke, und dann wollen wir weiter sehen.»

«Das klingt aber recht geheimnisvoll, wissen Sie!»

«Sie haben ganz recht, es klingt etwas geheimnisvoll, aber ich werde Ihnen eines Tages schon sagen, warum ich Sie darum bitte. Ich mache Ihnen einen ganz famosen Vorschlag: nennen Sie sich Fräulein Meier, Fräulein Francis Meier, verstehen Sie . . .»

Francis rümpfte das Näschen, was ihr Gegenüber direkt aufbrachte.

«Hören Sie mal, Fräulein Francis, Meier ist ein geradezu wundervoller Name, wenn man sich den richtigen Besitzer darunter vorstellt . . . und er steht Ihnen ganz ausgezeichnet.»

Er lehnte sich zurück, als ob er ein Bild oder ein Mannequin kritisch betrachten wolle, hielt die Hand über die Augen, kniff sie zu, legte den Kopf auf die Seite wie ein Kenner:

«Nein, nein, mein Fräulein . . . Meier steht Ihnen ganz ausgezeichnet zu Gesicht . . . und paßt großartig zu Ihrer Haarfarbe . . . das müssen Sie tragen, nichts anderes, glauben Sie meiner langjährigen Erfahrung . . .»

«Sie meinen also, Meier sei immer noch besser als gar kein Name, mein Herr?»

«Das meine ich, mein Fräulein, genau das . . . wir werden ja sehen . . . Glauben Sie mir, Sie werden diesen Kauf nicht zu bereuen haben.»

Sie hatten beide rote Backen vom Vin gris, von der warmen Luft des Lokals, von der Musik des Balalaikaspielers, von dem fröhlichen Lärm, der ringsum herrschte.

Es war spät, als er sie nach Hause brachte.

Der japanische Fächer.

«Man hat mir gesagt, daß hier ein Zimmer zu vermieten sei.»

«Treten Sie näher.»

«Ich störe doch nicht?»

«Warum sollten Sie stören?»

«Ich glaubte verstanden zu haben, daß hier eine sehr kranke Dame wohne.»

«Solange ich in dieser Wohnung wohne, ist noch niemand hier krank gewesen.»

Francis sagte sich, daß sie sich wahrscheinlich in der Hausnummer geirrt habe.

«Verzeihen Sie, habe ich mit Señora de Martinez das Vergnügen?»

«Das bin ich selbst, treten Sie näher.»

Die Stimme klang nicht wie die einer leidenden, soeben erst nach schwerer Krankheit rekonvaleszenten Frau. Das war immerhin merkwürdig.

Sie trat ein. Der Korridor war eng und lang und bog einige Male in unvorhergesehenen Kurven ab, an welchen Stellen jedesmal dicke dunkle Vorhänge angebracht waren. Dann mündete er in eine Art Salon, einen mit unförmigen quast behängten roten Plüschmöbeln und einer Unzahl billiger Nippes ausgestatteten Raum.

Jetzt sah Francis auch die Señora de Martinez deutlicher als im Zwielicht des Korridors. Sie war eine Riesendame. Uebermäßig geschminkt und gepudert und in ein schwarzes Taftkleid mit so vielen Volants gekleidet, daß es aussah, als ob über den mächtigen Berg ihres Leibes Lavamassen abgeflossen und erstarrt wären.

Sie deutete mit königlicher Geste auf eines der Sesselungeheuer und ließ sich selbst auf einem dünnbeinigen, vergoldeten Stühlchen von so fadenscheiniger Haltbarkeit nieder, daß man fürchtete, es müsse jeden Augenblick zusammenbrechen.

«Man hat Ihnen also gesagt, daß hier ein Zimmer zu vermieten sei!»

«Ja, ich möchte gern in diesem Arrondissement mieten und erkundigte mich auf gut Glück in einem Geschäft, wo man mir sagte, man glaube, daß Nr. 15, dritte Etage etwas frei sei.»

«Das ist eine Verwechslung, mein Fräulein, ich vermiete keine Zimmer.»

Francis tat sehr erstaunt und machte Miene, sich wieder zu empfehlen.

«Bleiben Sie! . . . Bleiben Sie! . . . Warten Sie . . . warten Sie . . . aber . . . aber ich suche eine Gesellschafterin.»

Die Riesendame saß aufrecht und voller Würde auf ihrem vergoldeten Miniaturstühlchen, über dessen Ränder sie langsam abzufließen drohte. Sie sagte mit etwas gekränkter Stimme:

«Es wäre mir lieber gewesen, wenn Sie sich um den Posten einer Gesellschafterin beworben hätten.»

Francis kam es plötzlich zum Bewußtsein, daß sie an die nächste Zukunft ja eigentlich überhaupt noch nicht gedacht hatte und daß Gesellschafterin eigentlich gar kein so übler Posten wäre. Die Señora fragte sie nach ihrem Namen.

«Francis Meier.»

«Leben Ihre Eltern hier in Paris?»

«Meine . . . meine Eltern sind tot.»

Die Señora gab einen Seufzer von sich, der jedem Bassisten Ehre gemacht hätte.

«Und haben Sie sonst noch Verwandte?»

Zum Kummer der Riesendame wurde auch diese Frage verneint.

«Und haben Sie andere Bekannte in Paris?»

Nein, Francis hatte keine anderen Bekannten in Paris.

(Fortsetzung Seite 12)

Die dicke Dame war das Bedauern in Person, als sie das hörte. Sei mußte wirklich ein weiches Herz haben; über ihre glänzende Wange lief eine dicke Träne.

«Und wo wohnen Sie jetzt, wenn ich fragen darf, Fräulein Meier?»

«In einer kleinen Pension an der Place Pigalle.»

«An der Place Pigalle? . . . Nun, dort ist es nicht so langweilig wie hier . . . zweifellos haben Sie ein Zimmer mit hübscher Aussicht.»

Die Señora dachte angestrengt nach. Sie biß sich dabei auf die Unterlippe und legte die fette, glänzende Stirn in Falten.

«Wie hieß doch gleich die Pension?»

Sie war ganz erlöst, als Francis bereitwillig antwortete, daß sie bei einer Madame Thiaucourt wohne.

«Thiaucourt . . . Madame Thiaucourt . . . ganz recht . . . natürlich, ich verstehe . . . Sie waren noch nie in Stellung?»

«Nein», antwortete Francis.

«Nun . . . wäre die Stellung einer Gesellschafterin bei mir nichts für Sie?»

Francis wollte Zeit gewinnen.

Dürfte ich erfahren, welches meine Obliegenheiten wären?»

«Nun ja, Obliegenheiten . . . gewiß . . . Sie müßten mir alten Dame vorlesen . . . Sie müßten mit mir alten Dame spazierenfahren . . . können Sie Belotte spielen?»

In den Augen des Fettkolosses malte sich eine direkt rührende Angst, dieses niedliche Fräulein könnte vielleicht der Belotte wegen ablehnen.

«Vielleicht ist es nicht so schwierig zu erlernen.»

Señora de Martinez atmete erlöst auf.

«Nun, sehen Sie, sehen Sie . . . Ich spiele nämlich leidenschaftlich gern Belotte, das ist ein so geistreiches Spiel . . . nun ja und dann reisen wir, wie gesagt. Ich reise sehr viel. Und ich habe so schreckliche Angst vor dem Alleinsein. Darin bin ich alte Frau wie ein Kind.»

Sie kicherte.

«Ich werde Ihnen das Zimmer zeigen, das ich mir für Sie ausgedacht habe.»

Sie brachte es fertig, schalkhaft auszusehen, als sie Francis aufforderte, ihr zu folgen.

Francis verstand immer weniger. Wie konnte Burton behaupten, seine Frau liege im Sterben. Diese Frau sah nicht so aus, als ob sie jemals krank gewesen wäre! Und warum hatte er diese Lüge gebraucht? . . . Nun, jedenfalls hatte sie die Pflicht, der Señora den tragischen Tod ihres Gatten schonend mitzuteilen. Es blieb eine peinliche Aufgabe.

Das Schlafzimmer der Dame grenzte direkt an den Salon und war um kein Haar besser eingerichtet als dieser. Sie ließ aber Fräulein Meier nicht viel Zeit, sich umzusehen, sondern öffnete gleich eine Tapetentür, die in ein kleines Kabinett führte, dessen einziges hochliegendes Fenster dicht mit Vorhängen verhangen war.

Francis war innerlich empört über die Zumutung, in einem solchen Loch wohnen zu sollen, aber sie ließ es sich nicht anmerken.

«Das Zimmer ist klein, aber herzig, finden Sie nicht auch?» . . . im übrigen werden Sie die wenigste Zeit darinnen sein. Vielleicht kann man später auch ein anderes Arrangement treffen.»

Sie machte eine Kunstpause und glaubte den Ton echter Mütterlichkeit zu treffen, indem sie hinzufügte:

«Und für den Anfang würde ich Ihnen 500 Francs zahlen monatlich, nicht wahr, mein Kind!»

Sie hätte «Mein Kind» vielleicht besser weggelasen. Diese Zärtlichkeit bestärkte Francis in dem Entschluß, die Stellung nicht anzunehmen. Sie kehrte auf dem Absatz um.

Neben der Tapetentür war ein billiger japanischer Fächer angebracht; rings um diesen Fächer hatte man eine Anzahl Ansichtspostkarten mit Reisnägeln befestigt. Der Zufall wollte, daß dieser Fächer für den Bruchteil einer Sekunde das Interesse Francis erweckte, und in diesem Bruchteil eines Augenblicks sah sie etwas, was sie einer Ohnmacht nahebrachte und sie vor Schreck erstarren ließ. Es lief ihr eiskalt über den Rücken, und es bedurfte ihrer ganzen Selbstbeherrschung und Willenskraft, um nicht umzusinken.

Die Señora hatte nichts bemerkt. Sie folgte dem etwas taumeligen Mädchen durch das Schlafzimmer in den Salon. Sie wiederholte ihre Frage, ob Fräulein Meier die Stellung als ihre Gesellschafterin nicht doch vielleicht annehmen wollte.

Francis nickte zuerst abwesend, faßte sich aber gleich soweit, daß sie antworten konnte.

«Gnädige Frau, lassen Sie mir, bitte, einen einzigen Tag Bedenkzeit. Ich will mir alles noch einmal durch den Kopf gehen lassen. Ich glaube, daß ich die Stellung annehmen werde . . . Sie begreifen . . .»

Señora de Martiney verstand scheinbar vollkommen. Sie reichte Francis ihre kleine, fette, etwas feuchte Hand und brachte sie zur Korridortür.

«Auf morgen also, Fräulein Meier!»

«Ja, auf morgen . . .»

*

Francis erreichte die Straße mehr tot als lebendig. In ihrem Kopf herrschte große Verwirrung. Sie war mit Charly verabredet, dem einzigen Menschen auf der Welt, dem sie sich nah fühlte und zu dem sie Vertrauen hatte, so jung diese Bekanntschaft auch war; und gerade ihn konnte sie nicht um Rat fragen, gerade ihm konnte sie nicht mitteilen, was sie gesehen zu haben glaubte. Während sie wie geistesabwesend ihren Weg verfolgte, wiederholte sie sich immer wieder, daß sie diese Stellung annehmen müsse, was auch daraus entstehen sollte. So grauenvoll dies war, es zog sie unwiderstehlich in das dumpfe, dunkle Zimmer zurück, das ein Geheimnis barg, das sie ergründen mußte. Aber wie die Dinge jetzt zu liegen schienen, konnte sie der Riesendame das Ableben ihres Gatten nicht mitteilen, sie würde Charly auffordern, es zu tun, brieflich vielleicht; sie durfte sich der Gefahr nicht aussetzen, daß die Señora erfuhr, wer Francis Meier eigentlich war.

Francis war so mit sich selbst beschäftigt, daß sie den Mann nicht bemerkte, der ihr in einiger Entfernung folgte, und auch wenn er ihr aufgefallen wäre, hätte sie wohl kaum den Kunstschützen André Bonpain in ihm erkannt, denn ein schwarzer Bart entstellte ihn vollständig.

Bonpain hatte Francis schon in Marseille aus den Augen verloren, aber er wußte, daß sie in Paris die Witwe des Zauberkünstlers aufsuchen würde und hatte das Adreßbuch zu Rate gezogen. Er hatte in der Nähe der Rue St. Denis Nr. 15 Posten bezogen und jetzt die Spur des Mädchens wieder aufgenommen.

Er hatte Mühe, ihr auf den Fersen zu bleiben. Sie eilte durch die Markthalle und bog in die lange Rue Montmartre ein. Er folgte ihr bis zur Place Pigalle, wo sie an der Ecke der Rue Houdon in ein Haus trat. Er sah in einem Fenster der ersten Etage eine etwas schmuddelige Frau Maulaffen feilhalten, die in demselben Augenblick von ihrem Beobachtungsposten verschwand, als Francis das Haus betrat. Und als ein paar Minuten später Francis das Fenster schloß, wußte Bonpain Bescheid. Er fühlte das Bedürfnis, sich durch einen Kognak das schwierige Geschäft des Nachdenkens zu erleichtern und setzte sich in eines der vielen Cafés rings um die Place Pigalle. Wäre er ein paar Schritte weiter in das nächste gegangen, hätte er in Muße beobachten können, daß sich hier zehn Minuten später Francis zu einem großen, blonden, jungen Herrn gesellte, der ihre Hand etwas länger als unbedingt nötig hielt, ihr etwas tiefer als üblich in die Augen sah und einem Mann wie Bonpain überhaupt allerhand Grund gegeben hätte, eifersüchtig zu werden.

«Nun, lebt Miß Burton noch?»

«Sie befindet sich ausgezeichnet, Charly, und ist bestimmt in ihrem ganzen Leben noch nie krank gewesen. Die Señora de Martinez sieht aus wie ein Nilpferd und ist eine Tränensuse.»

«Nanu!»

«Sie ist größer als Sie, Charly! Sie sucht eine Gesellschafterin, der sie monatlich 500 Francs zahlt. Sie hat mir diese Stellung angeboten, hat mir das Loch von einem Zimmer gezeigt, in dem ich schlafen soll, hat mich ‚Liebes Kind' genannt . . . und . . . ich werde die Stellung trotzdem annehmen.»

«Haben Sie ihr gesagt, daß Mister Burton tot ist?»

«Nein . . . noch nicht.»

«Das ist vielleicht ganz vernünftig.»

«Nein, ich will es ihr auch nicht sagen! . . . Ich wollte Sie schon bitten, es mir abzunehmen. Vielleicht können Sie ihr schreiben!»

«Die Schiffahrtsgesellschaft hat eine Zeitungsnotiz gebracht, aber es ist nicht gesagt, daß die Señora diese gelesen hat, denn die Anzeige stand in keiner Pariser Zeitung . . . Wir wollen uns das noch überlegen. Suchen Sie doch zuerst einmal herauszubekommen, in welchem Verhältnis die Gatten zueinander gestanden haben und fragen, ob sie verwandt mit Mister Burton, alias Señor de Martinez sei . . . ja, das ginge vielleicht!»

Francis nickte. Charly fragte weiter:

«Hat sie irgendeine Beschäftigung?»

«Ja, sie spielt Belotte.»

«Was ist das?»

«Das ist ein sehr geistreiches Kartenspiel, das ich auch lernen muß.»

«Und was tut die Riesendame sonst noch?»

«Man muß ihr vorlesen und mit ihr reisen, weil sie sich allein ängstigt wie ein kleines Kind.»

«Dann ist sie sicherlich auch von einer Menge Personal umgeben?»

«Nein, scheinbar nicht. Sie hat mir selbst die Korridortür geöffnet.

«Aha!»

Charly dachte nach. Francis sah ihn verstohlen an. Da hatte sie nun wie vom Himmel geschenkt einen Beschützer gefunden, einen Kameraden, einen Freund . . . einen . . . Und trotzdem konnte sie ihm nicht anvertrauen, warum sie diese Stellung annehmen mußte, was sie in den dunklen und muffigen Raum neben dem Schlafzimmer der Señora zog, und sie wußte auch nicht, was aus all dem entstehen würde. Charly wandte sich ihr wieder zu und lächelte sie an.

«Nun, vielleicht stimmt wirklich nicht alles in dieser ganzen Zauberkünstlerbiographie, Francis! . . . Wann kann ich übrigens die Koffer sehen?»

«Heute nachmittag, wenn Sie gegessen haben . . . Wir essen doch zusammen, ja?»

«Gern, Francis!»

Gleich war sie wieder guter Laune. Sie brachen auf und gingen durch die Rue Pigalle auf die großen Boulevards zu. Charly behauptete, die Erzählungen von der Riesendame hätten ihm solchen Appetit gemacht, daß er sicherlich mindestens zwei Stunden brauchen würde, ihn zu befriedigen.

Die Koffer des toten Zauberers.

Seit dem Weggang Fräulein Burtons, unter welchem Namen Francis bei Madame Thiaucourt eingezogen war, war etwa eine Stunde verflossen, als es heftig klingelte. Madame Thiaucourt wischte die Hände an der Küchenschürze ab und sah nach, wer draußen war. Da standen zwei Männer, die das große Gepäck abholen wollten.

«Was für großes Gepäck?» zeterte Madame Thiaucourt.

«Nu, das Gepäck von dem Fräulein.»

«Aber das Gepäck ist doch heute morgen erst gebracht worden, nun soll es schon wieder abgeholt werden . . . Den ganzen Tag hat man nichts anderes zu tun, als den Dreck wegzuwischen, den die Gepäckträger machen.»

«Da können wir auch nichts dafür, Madame . . . Wir tun nur, was man uns aufträgt.»

Madame Thiaucourt ließ die Gepäckträger schimpfend eintreten. Die Männer mußten dreimal kommen und gehen, bis sie die schweren Koffer aus Francis Zimmer abtransportiert hatten. Sie luden sie auf einen Handwagen, bedeckten denselben mit einer Plane und zogen ab.

Eine Stunde später kam Francis mit Charly. Als sie ihre Koffer vermißte, rief sie Madame Thiaucourt, die brummend aus der Küche kam.

«Aber was für eine unnötige Mühe haben Sie sich denn da gemacht, Madame Thiaucourt . . . die schweren Koffer! . . . das konnten Sie doch allein gar nicht schaffen! . . . Haben Sie sie in ein anderes Zimmer gebracht?»

«Was?»

«Nun, meine Koffer?»

«Ihre Koffer haben Sie doch abholen lassen.»

«Ich?»

«Ja, wer denn sonst, Fräulein . . . Ich vielleicht?»

«Ich verstehe nicht.»

«Sie haben doch selbst die Männer geschickt!»

«Ich habe keine Männer geschickt!

«Nun hört aber doch alles auf! . . . Erst kommen in aller Frühe die Koffer von der Bahn, dann stehen sie ein paar Stunden herum, und dann kommen zwei Gepäckträger, ruinieren mir mit ihren schmutzigen Stiefeln die ganze Etage und holen sie wieder ab . . . Und Sie wollen gar nichts davon wissen?»

Francis war viel zu erregt, um zu begreifen. Charly wandte sich an Madame Thiaucourt.

«Beruhigen Sie sich, Madame! . . . Das Fräulein hat keinen Auftrag gegeben, daß die Koffer wieder abgeholt werden sollen. Die zwei angeblichen Gepäckträger waren Diebe, die wahrscheinlich die Gelegenheit ausspioniert haben. Sie hätten sich etwas Schriftliches von den Männern zeigen lassen sollen. Aber es hat jetzt keinen Zweck mehr, darüber nachzudenken, was man alles hätte tun und lassen sollen. Die Koffer sind weg . . . Können Sie mir genau beschreiben, wie die Männer ausgesehen haben?»

Als Madame Thiaucourt begriff, daß es sich um einen Diebstahl handelte, dessen Gelingen man womöglich ihrer Unachtsamkeit zur Last legen konnte, wurde sie merklich liebenswürdiger. Sie wollte vor allen Dingen nichts mit dem Gericht zu tun haben, dabei kam nie etwas Gutes heraus, wie sie aus Erfahrung wußte.

«Du guter Gott! . . . Diebe waren das? . . . Um Himmels willen, was soll man denn da machen? . . . Das ist ja schrecklich! . . . Waren denn wertvolle Sachen in den Koffern?»

«Wie die Leute ausgesehen haben, sollen Sie mir sagen!» herrschte jetzt Charly sie an, der anfing, ungeduldig zu werden.

«Wie sie ausgesehen haben? . . . Warten Sie! . . . der eine war ein kleiner Blonder, nein, ein Roter, ja, ein Rotkopf . . . der andere war auch nicht groß, schwarz . . . einen kurzen, schwarzen Bart hatte er . . .»

«Waren sie wie Gepäcktrager angezogen?»

«Wie Gepäckträger? . . . Wie meinen der Herr das, Gepäckträger?»

«Nun, ich meine, hatten sie blaue Blusen an?»

«Nein . . . blaue Blusen hatten sie nicht an.»

«Was hatten sie denn an?»

«Doch, der eine hatte eine blaue Bluse an.»

«Und der andere?»

«Der andere nicht . . . der Schwarze hatte keine blaue Bluse an, der Rote hatte eine an.»

Charly stellte noch einige Fragen, aber aus Madame Thiaucourt war nicht mehr viel herauszubekommen, als daß es schrecklich für eine alte Frau wäre, wenn man sie solchen Ueberfällen aussetzte, und daß sie dem Fräulein nicht vermietet hätte, wenn sie das gewußt hätte.

«Ich wäre sowieso nicht lange hier geblieben . . . Ich habe eine Stellung angenommen und trete noch heute abend diese Stellung an . . . Was bin ich Ihnen schuldig?»

Das war nun Madamie Thiaucourt auch wieder nicht recht. Aber die Gegenwart Charlys hinderte sie daran, ausfallend zu werden. Die Rechnung wurde also beglichen, Francis packte ihre paar Habseligkeiten ein — ihr eigener Koffer war nicht gestohlen worden — und ging.

Als sie mit Charly das Haus verlassen hatte, wandte er sich zu ihr:

«Wollen Sie wirklich schon heute die Stellung bei der Señora antreten?»

«Ja!»

(Fortsetzung folgt)